

# (Zu) viel Papst, (zu) wenig Papst

Längst werden erste Bilanzen des aktuellen Pontifikats gezogen, auch von Franziskus selbst. Einordnung und Einspruch **VON ANDREAS R. BATLOGG**

**H**inter vorgehaltener Hand, mehr oder weniger laut, fragen viele: Wie lange noch? Aufmerksam haben Auguren und Vatikanisten in den letzten Wochen verfolgt, ob und wie Franziskus öffentliche Termine wahrnahm. Den liturgischen Feiern der Kar- und Ostertage stand er vor – mit Ausnahme des Kreuzwegs im Kolosseum am Karfreitag. Es folgte unter anderem die Reise zur Biennale nach Venedig (vgl. *CIG Nr. 19, S. 1*). Und noch vor Pfingsten ist ein Pastoralbesuch in Verona geplant.

Totgesagte leben eben länger! „*Ancora vivo*“ („Ich lebe noch“), sagte der Papst, als er vor zwei Jahren die Gemelli-Klinik nach einer schweren Operation verließ. Und so lebt und arbeitet er weiter. Wenn auch sichtlich gebrechlich: Oft sitzt er im Rollstuhl, hat deswegen deutlich zugenommen; wenn er aufsteht und ein paar Schritte geht, gerät er leicht außer Atem. Sein Leibarzt Sergio Alfieri nahm jedoch allen Spekulationen den Wind aus den Segeln, als er kurz vor Ostern gegenüber dem *Corriere della sera* feststellte, der Papst habe „den Kopf eines 60-Jährigen“, wenn auch „die üblichen Beschwerden eines 87-Jährigen“.

Und so wurde denn auch eine skurrile Gebetsbitte einen Monat vorher nicht erhört. Ein Video bei *YouTube* schlug Wellen: Mehrere spanische und lateinamerikanische Priester hatten sich zu einem „konterrevolutionären Priester-Stammtisch“ versammelt. Ein Revolutions aus dem Erzbistum Toledo erklärte dabei, er bete viel für den Papst, „dass er so schnell wie möglich in den Himmel kommt“. Ein anderer, der zu den Initiatoren einer Unterschriftenaktion gegen das vatikanische, von Franziskus approbierte Dokument über die Segnung homosexueller Paare *Fiducia Supplicans* gehörte, pflichtete ihm bei. Das Video war ausgerechnet am 22. Februar, dem Fest Kathedra Petri, aufgenommen worden. Der pietätlose Vorgang zeigt, wie gehässig Teile des Klerus dem Papst gegenüberstehen – in aller Öffentlichkeit.

Franziskus ist mittlerweile 87, vor kurzem hat – wer hätte damit 2013 gerechnet? – das zwölfte Pontifikatsjahr begonnen. Punktgenau am 19. März, dem elften Jahrestag seiner Amtseinführung, erschien in mehreren Sprachen seine „Autobiographie“. Die deutschsprachige Ausgabe des italienischen Originals (das einen englischen Haupttitel hat: *Life. La mia storia nella Storia*) lautet *Leben. Meine Geschichte in der Geschichte*. Es sind die Erinnerungen eines 87-Jährigen, des ältesten Pontifex seit mehr als hundert Jahren, an bewegte Lebensjahrzehnte – erfragt und entlockt von dem Journalisten Fabio Marchese Ragona, der jeden Sonntag die Sendung *Stanze Vaticane* moderiert.

Findet man Neues in dem Buch? Ja und nein. (Welt-)Geschichtliche Ereignisse werden mit der eigenen Lebensgeschichte verknüpft, verbunden mit Namen auf dem Weg. Der Atombombenabwurf in Japan und das Kriegsende kommen zur Sprache, der Kalte Krieg, die Mondlandung, die argentinische Militärdiktatur, Diego Maradonas WM-Tor („Hand Gottes“), der Fall der Berliner Mauer, die Geburt der Europäischen Union, die Terrorangriffe vom 11. September 2001, die Weltwirtschaftskrise und die Corona-Pandemie.

Kirchliche Insider werden das zwölfte Kapitel („Der Rücktritt von Benedikt XVI.“) und das vierzehnte („Eine Geschichte, die noch geschrieben werden muss“) aufmerksam durchforsten. Beim Abschied des bayerischen Papstes am 28. Februar 2013 war Jorge Mario Bergoglio schon in Rom. „Es hat mich in den Jahren darauf geschmerzt“, liest man, „mitansehen zu müssen, wie seine Rolle als emeritierter Papst von skrupellosen Menschen zu ideologischen und politischen Zwecken instrumentalisiert wurde, die, nachdem sie seinen Rücktritt nicht akzeptiert hatten, an ihren eigenen Vorteil und die Pflege ihres eigenen kleinen Gartens dachten und dabei die dramatische Möglichkeit eines Bruchs innerhalb der Kirche unterschätzten.“

Franziskus hält daran fest, dass das Miteinander in Weiß gelungen sei. In Castel Gandolfo seien sie „gemeinsam übereingekommen, dass es besser sei, wenn er nicht zurückgezogen leben würde, wie anfangs von ihm gedacht, sondern weiterhin Kontakte pflegen und am Leben der Kirche teilnehmen sollte“. Nachsatz: „Leider hat das kaum etwas genützt, denn an Polemik hat es in den letzten zehn Jahren beileibe nicht gefehlt, und die hat uns beiden geschadet.“

**Niemand wird überrascht sein, dass Franziskus (nicht nur im letzten Kapitel) kein Blatt vor den Mund nimmt.**

Etwas wenn er betont, „dass mir für nichts anderes mehr Zeit bleiben würde und ich einmal pro Woche einen Psychologen bräuchte, wenn ich all dem nachgehen würde, was über mich gesagt und geschrieben wurde“. Dem Vorwurf, er würde durch seine spontane, „distanzlose“ Art „das Papsttum zerstören“, hält er entgegen: „Es stimmt, dass der Vatikan die letzte absolute Monarchie in Europa ist, und oft werden in seinem Inneren Grabenkämpfe ausgefochten und Hofintrigen gesponnen, doch das müssen wir dringend überwinden.“

Darum scheint es im Vorkonklave im März 2013 bei den Beratungen der Kardinäle gegangen zu sein: „Es gab den großen Wunsch, Dinge zu ändern und Haltungen aufzubrechen, die sich bis heute leider hartnäckig halten. Es gibt immer jene, die Reformen bremsen wollen“. Er halte fest an seinem „Traum“ von einer „milden, demütigen und dienenden Kirche“, so Franziskus. Weswegen er den „Klerikalismus“ nicht nur „sündig“ nennt, sondern eine „Geißel“, die auch Laien „infiziert“ habe: „Das ist schrecklich, weil das Menschen sind, die nach ‚Klerikalisierung‘ verlangen und am Rand der Entscheidungsmacht bleiben, um keine Verantwortung zu tragen. Sie ist das Gegenteil der Synodalität, bei der das Volk Gottes miteinander konkurriert und aktiv am Weg der Kirche teilnimmt.“ An Rücktritt habe er bisher noch nie gedacht. Wer darauf gehofft hatte, wird enttäuscht. Wenn es doch dazu käme, würde er sich „einfach emeritierter Bischof von Rom nennen lassen und nach Santa Maria Maggiore umziehen, um wieder die Beichte abzunehmen und den Kranken die Heilige Kommunion zu spenden“.

Deutlich wird, wie sehr es diesen Mann geprägt hat, dass seine Vorfahren aus Italien stammen. Der Migrationshintergrund liegt ihm in den Genen – und hat ihn sensibilisiert für die heutigen weltweiten Flüchtlings-

ströme, nicht nur für diejenigen, die übers Mittelmeer nach Europa drängen. Antisemitische Kräfte in der argentinischen Gesellschaft erlebte er in seiner Jugend – und an sie erinnerte er sich, als er 2014 in Yad Vashem war oder als er 2016 Auschwitz und Birkenau besuchte. Rassismus, den er „eine Krankheit“ nennt, „ein Virus, das bei Hitler hochpotenziert war“, verbindet Franziskus nicht nur mit der Verfolgung von Roma und Sinti oder der industriellen Vernichtung von Menschen mit Behinderung, Homosexuellen, Kranken und Kindern mit Downsyndrom, sondern auch mit dem gewaltsamen Tod des Afroamerikaners George Floyd in Minneapolis.

Was lernen wir: aus dem Holocaust? Was von Hiroshima und Nagasaki? Damit verbindet Franziskus nicht nur den späteren Generaloberen Pedro Arrupe, der zu diesem Zeitpunkt vor Ort war und das Noviziat in ein Feldlazarett umwandelte (Arrupe war auch Arzt). In seiner Videobotschaft vor seiner Japanreise (2019) sagte er: „Der Einsatz von Atomwaffen ist unmoralisch!“ Und immer wieder blüht leise Ironie durch: Wäre er, wie er es als junger Jesuit wünschte, als Missionar nach Japan geschickt worden, „hätte mein Lebensweg eine andere Richtung genommen, und vielleicht säße jetzt ein Besserer auf dem Stuhl Petri“.

Die Losung „Nie wieder“ weitet Franziskus auf die Kriege in der Ukraine, in Syrien, im Jemen, in Myanmar, im Nahen Osten oder im Südsudan aus. Krisenherde und Kriegsgebiete der Gegenwart stehen ihm deutlich vor Augen. Warum er gegen die Todesstrafe ist und den Weltkatechismus ändern ließ, erfährt man: „Es muss auch für einen Verurteilten immer ein Fenster der Hoffnung offenstehen“.

Dass er (immer noch) verdächtigt wird, wegen seiner Kapitalismuskritik und seiner Rede über die Armen ein Kryptomarxist zu sein, kommentiert er so: „Selbst ein mit mir befreundeter Kardinal erzählte mir einmal, eine sehr gläubige Katholikin habe ihm anvertraut, ich sei der Antichrist. Und warum? Weil ich keine roten Schuhe trage! Doch wer über die Armen spricht, ist nicht automatisch Kommunist.“

Inzwischen ist ein weiteres Interviewbuch erschienen, das es aber vorerst nur auf Spanisch gibt: In *El sucesor* („Der Nachfolger“) breitet Franziskus Details über die Konklave von 2005 und 2013 aus, plaudert über sein Zerwürfnis mit Erzbischof Georg Gänswein und die Spannungen mit Kurienkardinal Robert Sarah. Er erwähnt Meinungsverschiedenheiten mit seinem Amtsvorgänger, kündigt die Vereinfachung der Papst-Begräbnisfeier an, geht kurz auf den Synodalen Weg und *Fiducia Supplicans* ein. Harte Worte fallen über manche Personen. Das ist man bei ihm gewohnt. Andererseits stellt sich die Frage, warum Franziskus Einblicke in die beiden vorangegangenen Papstwahlen gibt. Kardinäle sind per Eid dazu verpflichtet, darüber zu schweigen. Der Kardinal, der zum Papst gewählt wird, kann sich, als oberster Gesetzgeber der Kirche und über dem Gesetz stehend, darüber hinwegsetzen. Ist das gut? Hier werde ich den Eindruck nicht los: Das ist (zu) viel Papst.

**E**ine andere, in der zweiten Aprilwoche erschienene Neuerscheinung enthält dagegen aus meiner Sicht zu wenig Papst, weil sie kein gutes Haar an ihm lässt: *Der Papst der Enttäuschungen*. Der Schweizer Journalist und Theologe Michael Meier, der vor Jahrzehnten über die *Neue Zürcher Zeitung* zum *Zürcher Tages-Anzeiger* kam, entfaltet schon im Vorwort seine Grundthese: Die Wahrnehmung des argentinischen Papstes sei „von Anfang an in Stereotypen gefangen“ gewesen. Der bekannte italienisch-deutsche Vatikaner Marco Politi habe „das gängige, Franziskus entlastende Narrativ formuliert: Franziskus ein Reformator, der leider an der Umsetzung gehindert wird, ausgebremst von der konservativen Kurie“. Diese Bewertung sei jedoch „ohne Wenn und Aber“ →

→ grundfalsch. Franziskus habe ständig „Erwartungen auf substantielle Reformen“ geweckt, „ohne ein Reformier zu sein“. Mit seinem „Sachbuch“, so Meier, wolle er „die Entmythologisierung des zu Ende gehenden Pontifikats“ weitertreiben und zugleich Bilanz ziehen.

Dieses Resümee fällt vernichtend aus. So verheißungsvoll der Beginn im Frühjahr 2013 auch war: Franziskus sei „bemüht“ gewesen, „auf die Reformer zuzugehen, indem er sie über Reformschritte debattieren lässt, die er dann aber auf Retuschen und Kosmetik nivelliert“. Er sei „kein Reformier, sondern Seelsorger und Hirte“. Mehr als zehn Jahre nach der Wahl sieht sich Meier bestätigt, dass „die Erwartungen ins Leere gelaufen sind“. Alles nur Bilder, Symbolpolitik, reiner Stil-, aber kein Perspektivenwechsel?

Der Philosoph Robert Spaemann, der Schriftsteller Martin Mosebach und der Journalist Christian Geyer sind die Hauptgewährsmänner des Autors. Meier fährt sie wiederholt auf, zusammen etwa mit den vier „Dubia“-Kardinälen und anderen Theologen, Professoren und Intellektuellen, die Franziskus in Zusammenhang mit dem Nachsynodalen Schreiben *Amoris Laetitia* (2016) der Häresie verdächtigten, neu aufgeflammt durch den Widerstand gegen die Erklärung *Fiducia Supplicans*.

Den Kinderschutzgipfel vom Februar 2019 nennt Meier „selbstreferentiell“. Mit Blick auf Skandale in Chile, die Kardinäle Philippe Barbarin und Theodore McCarrick oder den 2023 aus dem Jesuitenorden entlassenen Künstler Marko Rupnik kommt er zu dem Schluss, „dass Franziskus seine eigene Doktrin der Null-Toleranz bestenfalls halbherzig umsetzt. Er wurstelt sich durch“. Was, zusammen mit dem Umgang mit den beiden deutschen Purpurträgern Reinhard Marx und Rainer Maria Woelki, zur „Negativ-Ernte“ des Pontifikats beitrage.

Mit der Sondersynode für Amazonien schien zwar der „Kairos für den Reformpapst Franziskus“ gekommen. Für Reformkatholiken sei das Nachsynodale Schreiben *Querida Amazonia* aber „die bisher größte Enttäuschung“ geworden: „Die Revolution im Urwald war wieder abgeblasen.“ Auch die Frauenfrage (Diakonat): Fehlansätze.

Die „exotischen“ Kardinalsernennungen bringt Meier am Beispiel des Erzbischofs von Kinshasa, Kar-

dinal Fridolin Ambongo Besungu, den Franziskus auch in den exklusiven Kardinalsrat berief, auf den Punkt: „engagiert für die Armen, ewiggestrig in der Moral“.

„Gerade Diaspora-Kardinäle in kulturell-religiös fremder Umgebung“, so Meier, „halten sich in der Regel an die alten Gewissheiten und die traditionelle Identität.“ Dass das Kardinalskollegium globalisiert wurde, stellt Meier nicht in Frage, auch nicht Ernennungen, die eine Region oder einen Bischof aufwerten. De facto aber erwecke die Personalpolitik den Eindruck, „dass dieser Papst vor allem aus einem Bauchgefühl heraus und nach persönlicher Sympathie entscheidet“. Richtig ist die Beobachtung, dass das nächste Konklave damit vor ganz praktische Probleme gestellt ist: Die Kardinäle müssen sich erst kennenlernen. Das Vorkonklave wird wichtiger.

Und Synodalität? Ist nach Meier ein „nebulöses Zauberwort“: „Die Unschärfe muss gerade diesem Papst mit Hang zu Mehrdeutigkeit gefallen.“ Mitreden ja, mitentscheiden nein: Norbert Lüdecke nennt das „betreutes Diskutieren“. Meier: „Keine Reformen, bestenfalls eine neue Gesprächskultur und ein neuer missionarischer Elan.“ Eine „Alibiübung“ also, ein „Spiel von Ankündigung, Hoffnung, Enttäuschung und neuer Ankündigung“ (Michael Seewald)? Auch politisch sei Franziskus nur darum bestrebt, „heikle Themen wortreich nebulös zu umschiffen“: den Ukraine-Konflikt mit dem Verschweigen des Aggressors Russland, die Zurückhaltung gegenüber Patriarch Kyrill. Franziskus sei eben „nicht irgendein Dorfpfarrer in den Schweizer Alpen“, wie Hubert Wolf befand: „Er kann nicht einfach daherreden, was ihm spontan in den Sinn kommt. Sondern er muss sich klar sein, welche Bedeutung seine Worte weltweit haben. Und das ist, glaube ich, ein Grundproblem bei Franziskus.“

Die durchgängige „Konstante“ dieses Pontifikats ist laut Meier: „widersprüchlich, doppeldeutig“.

## **Franziskus ist 87. Vor kurzem ging sein Pontifikat ins zwölfte Jahr. Hat er Räume geöffnet, Prozesse in Gang gesetzt? Was wird ihn überdauern?**

Reformschritte würden angekündigt“, die Franziskus aber „dann wieder zurücknimmt oder durch gegenteilige Handlungen neutralisiert“. Autoren wie Marco Politi oder Austen Ivereigh könnten das noch so sehr bestreiten. Sie säßen „einem gängigen Mythos“ auf, der sich als „Mogelpackung“ entpuppe.

„Was ihn überdauert“, so Meiers überdurnes Resümee, „ist die Lehre, die er nicht verändert hat. So wird sein Pontifikat der klimatischen Erwärmung Episode bleiben und womöglich ein

Zurück zur dogmatischen Eindeutigkeit unter seinem Nachfolger befügen.“

Unterstellungen der Art, dass Franziskus „das Bauchgefühl für die Einflüsterung durch den Heiligen Geist“ halte (wie Kardinal Gerhard Müller meinte), sind ebenso gemein wie die Feststellung, dass Franziskus „das notwendige intellektuelle Profil eines Reformers“ abgehe. Das ist die typisch eurozentrische Sicht und Wertung dieses Papstes. Im letzten Kapitel bringt Meier seine „Conclusio: Die Zukunft der Kirche oder warum sie in ihrer Substanz nicht reformierbar ist“. Sie werde weiterhin keine Kontrast-, sondern eine Parallelgesellschaft bleiben.

Das Buch ist eine Abrechnung. Dass die zurückliegenden elf Jahre nichts anderes als „kosmetische Retuschen“ sind, kann ich nicht nachvollziehen. Sind nicht Räume geöffnet und Prozesse in Gang gesetzt worden? Ich halte es mit Kardinal Walter Kasper, auch wenn sich dieser nach Meier „in die Tasche (lügt), wenn er sagt, es brauche wahrscheinlich drei Päpste wie Franziskus, um einer richtigen Reform zum Durchbruch zu verhelfen. Da macht er sich und uns etwas vor.“ Macht womöglich nicht auch Michael Meier uns etwas vor? **CG**

**ANDREAS R. BATLOGG**, Dr. theol., ist Jesuit und Publizist in München.

## Wege & Welten

**GOTTHARD FUCHS**  
entdeckt die  
Mystik im Alltag

## Liturgiefähig?

**M**ystik ist in aller Munde, fast immer ein positiv besetztes Sehnsuchtswort. Aber an Liturgie denkt dabei fast niemand mehr. Und doch wird an entscheidender Stelle in der sonntäglichen Messfeier vom *mysterium fidei* gesprochen, vom Geheimnis des Glaubens und Lebens. Warum fällt das so auseinander?

Die kirchlichen Liturgien werden immer weniger besucht oder gar mitgestaltet, aber der Bedarf nach Kontemplation und Meditation, nach Spiritualität und eben Mystik wächst. Die aber wird liturgisch meist nicht gefühlt und wahrgenommen, wird bloß noch zitiert und behauptet. Mystik wird mit persönlicher Erfahrung verbunden, Liturgie dagegen gilt als etwas, wo man hinget und eventuell mitmacht, oder eben auch nicht. Der überlieferte Faden zwischen Mystik und Liturgie des Glaubens ist gerissen.

Vor 60 Jahren schrieb der alte Romano Guardini in einem Brief: „Ist vielleicht der liturgische Akt, und damit überhaupt das, was ‚Liturgie‘ heißt, so sehr historisch gebunden, dass man sie der Ehrlichkeit wegen ganz aufgeben müsste? Sollte man sich vielleicht zu der Einsicht durchringen, der Mensch des industriellen Zeitalters, der Technik und der durch sie bedingten psychologisch-soziologischen Strukturen sei zum liturgischen Akt einfach nicht mehr fähig? Und sollte man, statt von Erneuerung zu reden, nicht lieber überlegen, in welcher

Weise die heiligen Geheimnisse zu feiern seien, damit dieser heutige Mensch mit seiner Wahrheit in ihnen stehen könne?“ Und auch Alfred Delp hatte fast 20 Jahre zuvor im Gefängnis schon die Frage gestellt, ob der moderne Mensch überhaupt noch liturgiefähig sei.

Erstaunlich: Guardini, der in jungen Jahren hellsehtig einen spirituellen Aufbruch gewittert hatte und lebenslang mit ganzer Kraft dazu beitrug – „die Kirche erwacht in den Seelen der Menschen“ –, konstatiert am Ende fast das Gegenteil. Bloße Wiederholung und reflexive Erschließung des Bisherigen oder nur Reparatur in Gestalt eines einfachen Umformulierens genügen dem altersweisen Theologen nicht.

**Radikal und ehrlich, auch selbstkritisch müsste die Bestandsaufnahme sein.** Also kein Gejammer über gottlose Zeiten und leere Kirchen, kein trotziges Repetieren des Altbekanntes, aber auch kein selbstherrliches Herumexperimentieren. Denn entscheidend in allem: Der heutige Mensch „mit seiner Wahrheit“ müsste

die heiligen Geheimnisse wieder feiern lernen können! Da taucht erneut das Zauberwort auf: Geheimnis, Mysterium (lateinisch: *sacramentum*), eben Mystik.

Immer mehr Mitmenschen sind mit dem üblichen fortschritts- und leistungsorientierten Modell gelingenden Lebens – nennen wir es kurz die fleisch- und allesfressende Konsummentalität – nicht mehr einverstanden. Der Schrei nach einer neuen ökologischen Balance treibt die Friedens- und Meditationsbewegung an, überhaupt das Mühen um Konvivialität und Kontemplation, also um Selbst- und Welt Sorge. Es geht doch um „die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit“. Das diffuse Sehnsuchtswort Mystik hat nicht zufällig mit *unio* und Kommunion zu tun, mit Einheit und Wiedervereinigung des (oft tragisch) Getrennten und Dualistischen. Wie also mystisch und damit liturgiefähig werden – oder gerade umgekehrt? **CG**

**GOTTHARD FUCHS**, Dr. phil., ist Priester und Publizist in Wiesbaden.